

individuumzentrierten »Agency-Konzept« Zweifel anmelden (Markus & Kitayama, 1991). Die Grenzen einer »Agency«, könnten also u.U nicht immer mit denen von Subjekten übereinstimmen. Das ist aber eine empirische Frage. Ebenso wird in den Handlungstheorien i.d.R. angenommen, daß eine Handlungsbarriere, eine Störung durch Regulationen »wieder in den Griff« zu bekommen ist. Durganand Sinha (1992) hat jedoch kürzlich darauf hingewiesen, daß »östliche« Regulationen auf Barriereerlebnisse weniger von einer Kontrolle dieser Widerstände gekennzeichnet sind, als vielmehr durch eine Anpassung an diese. Das in Abbildung 2 angedeutete Konzept des »Geschehenlassens« spielt also in solchen Grundeinstellungen zur Welt eine wichtige Rolle.

Hat man aber vergleichbare strukturelle Kategorien, so zeigt sich erneut: Die begriffliche Analyse ersetzt nicht die Empirie, sondern sie macht sie erst möglich. Es sind nämlich die begrifflichen Kategorien, die als »Vergleichmaßstäbe« benutzt werden können.

Fazit: Eine Psychologie, die weitgehend auf Deutungsprozesse und Handlungsgründe setzt, kann weder auf Empirie verzichten, noch muß sie die »heilige Kuh« der Vorhersage schlachten. Der Bezug auf kulturelle Regeln, ihre Analyse und ihr Niederschlag in individuellen Deutungssystemen in Subjekten als Programm einer Psychologie führt dazu, daß einerseits die *Entwicklungspsychologie*, andererseits der *Kulturvergleich* konstitutive Teile der Psychologie werden (Cole & Cole, 1989).

* * *

Volker Gadenne

Handlungsmuster, Rationalität und empirische Psychologie

Zunächst möchte ich etwas dazu sagen, *warum empirische Aussagen manchmal analytisch* aussehen. Dabei sollte auch klar werden, wie aus der Sicht des aktuellen wissenschaftstheoretischen Erkenntnisstandes empirische Forschung gesehen werden muß.

Es gibt Aussagen, denen es relativ eindeutig anzusehen ist, ob sie als empirische oder als analytische gemeint sind: die weißen Schimmel, die unverheirateten Junggesellen – hier ist es relativ einfach, die entsprechenden Bedeutungsregeln sind allgemein bekannt, so daß der analytische Charakter außer Zweifel steht. Das ist ziemlich eindeutig empirisch und durch Beobachtung widerlegbar. Eine empirische Theorie müßte anhand der Beobachtung prüfbar und korrigierbar sein. Hier liegt nun das Problem. Theorien über kognitive Konsistenz, Leistungsmotivation, Gedächtnis enthalten immer mehrere Aussagen, und sie erlauben Folgerungen über Beobachtbares nur zusammen mit

Hilfsannahmen, die Verknüpfungen zwischen den theoretischen und den beobachtbaren Variablen herstellen. Daten können also nur einer Gesamtmenge von theoretischen und empirischen Annahmen widersprechen (vgl. Gadanne, 1994b, 407ff.). Bekanntlich kann man die Kernannahmen der Theorie beliebig lange aufrechterhalten und mit allen Beobachtungen in Einklang bringen, indem man immer nur die Hilfsannahmen ändert. Dann behandelt man die Kernannahmen so wie analytische Aussagen (vgl. Putnam, 1962). Ansehen kann man es solchen Kernannahmen zwar nicht, daß sie nur die Verwendung von Begriffen regeln, aber sie teilen dann mit analytischen Aussagen den Umstand, daß sie durch die Empirie nicht tangiert werden – gemäß methodologischem Beschluß.

Jedoch wird keine empirische Wissenschaft so verfahren wollen. Das unbegrenzte Ändern von Hilfsannahmen bis zur Absurdität kommt in der Forschungspraxis nicht vor. Allerdings ist auch die sofortige Falsifikation einer Theorie äußerst selten. Was man Falsifikation nennen kann, sieht meist so aus, daß eine Theorie infolge angehäufter gegenläufiger Befunde zunehmend an Überzeugungskraft verliert und eventuell durch eine Alternative ersetzt wird. Zwingende Falsifikationen gibt es nicht, dies ist nun schon seit einigen Jahrzehnten klar. Wenn in der neueren wissenschaftstheoretischen Diskussion die *empirische Prüfbarkeit* von Theorien gefordert wird, sei es von modernen Empiristen oder Falsifikationstheoretikern, so ist niemals die direkte Konfrontation von Theorie mit Daten gemeint. Prüfbarkeit kann vernünftigerweise nur heißen: Im Prozeß wiederholter Testuntersuchungen und bei einer systematischen Veränderung der Hilfsannahmen ist es möglich, daß die Kernannahmen der Theorie zunehmend an Glaubwürdigkeit verlieren. Dies gibt es in der Psychologie durchaus, daß eine einzelne Hypothese oder Theorie durch abweichende Befunde als erheblich entkräftet und fortan als kaum haltbar angesehen wird: die ursprüngliche Frustrations-Aggressions-Hypothese; das Gedächtnismodell von Atkinson und Shiffrin (Kurzzeitspeicher ausschließlich akustisch kodiert); das Gesetz der klassischen Konditionierung in ursprünglicher Form und vieles mehr (vgl. Gadanne, 1994b). Die Eindeutigkeit der empirischen Prüfung ist aus wohlbekannten Gründen geringer als in der Physik: weniger präzise Hypothesen, weniger genaue Messungen, mehr Störfaktoren. Worauf ich aber bestehen möchte, ist dies: Es gibt keinen zwingenden Grund, Theorien dadurch analytisch zu machen, daß wir sie unter allen Umständen gegenüber der Empirie abschirmen. Auch wird niemand, der bei Verstand ist, diese Abschirmung wollen und dann gleichzeitig seine Zeit mit Experimenten, Kontrolltechniken und statistischer Analyse verschwenden.

Diese Sichtweise von Empirie, die mir durchaus auch für die Psychologie realistisch zu sein scheint, will ich nun zu dem, was Herr Holzkamp gesagt hat, in Beziehung setzen, und zwar dadurch, daß wir *zwei Arten betrachten, auf die man psychologische Aussagen darstellen kann*. Um eine psychologische Hypothese oder ein System solcher Hypothesen – eine Theorie – zu formulieren,

kann man folgendes machen: Zunächst gibt man eine Beschreibung des betreffenden, psychologisch interessierenden *Situations-Verhaltens-Musters*, z.B.: Bei Frustration aggressiv reagieren; bei Verstärkung lernen; Information aufgrund von Wiederholung behalten; sich in der Situation des Prisoner-Dilemma-Game kompetitiv verhalten. In all diesen Fällen wird lediglich ein Verhaltensmuster (oder Handlungsmuster) beschrieben, ohne zu behaupten, daß jemand sich danach richtet. Es liegt also noch keine Aussage vor, nur eine *Aussageform* (vgl. Gadenne, 1994a, 332ff.). Eine Aussage, die wahr oder falsch sein kann, entsteht, wenn behauptet wird, daß der Situations-Verhaltens-Zusammenhang auf eine Person zutrifft, z. B. Peter verhält sich in der Situation des *Prisoner Dilemma Game* kompetitiv; oder, als allgemeine Hypothese: »Jede Person verhält sich ...« Theorien als Aussagen können wahr oder falsch sein, bestätigt oder entkräftet werden. Dagegen ist die bloße Beschreibung eines Situations-Verhaltens-Musters natürlich nicht wahrheitsfähig. Erst die Aussage, daß eine Person oder mehrere Personen sich in Einklang mit einem definierten Muster verhalten, kann zutreffen oder nicht zutreffen.

Beachten Sie hierbei: Wenn jemand eine Theorie zunächst mittels nicht wahrheitsfähiger Musterbeschreibungen darstellt, so muß dies noch nicht bedeuten, daß man es im weiteren immer nur mit analytischen Aussagen zu tun hätte. Die Hypothese, daß ein solches Muster in einem gegebenen Fall auf Personen zutrifft, ist empirischer Art. Sie wissen sicherlich, daß der Strukturalismus oder Non-Statement-View solche Muster dazu verwendet, um Theorien zu konzipieren (vgl. Westermann, 1987). Zuvor hat schon Toulmin gesagt, Gesetze sollten eher als »patterns« aufgefaßt werden, also als Muster, die für sich allein nichts darüber implizieren, wo sie zutreffen (vgl. Toulmin, 1953). Man untersucht empirisch, ob man Fälle findet, wo das Muster zutrifft. Das kommt von der Intention her schon sehr nahe an das heran, was sich der Non-Statement-View als empirisches Vorgehen vorstellt. Und der ist ja durchaus nicht daran interessiert, bloß analytische Aussagen zu machen und sie so stehen zu lassen, sondern er formuliert zunächst Gebilde, die nicht wahrheitsfähig sind, und will dann sehen, ob sie sich auf gewisse empirische Situationen anwenden lassen. Er macht also etwas sehr Ähnliches, wie jemand, der (wahrheitsfähige) Aussagen formuliert, empirisch prüft und als Ergebnis festhält: In diesem Fall hat sich die Aussage bestätigt, in jenem nicht –, wobei im zweiten Fall, wie bereits betont wurde, die Aussage nicht sofort als falsch angesehen und aufgegeben werden muß.

Als nächstes will ich den *Gedanken des Verhaltensmusters mit dem der Rationalität in Verbindung bringen*. Verhaltensmuster lassen sich dazu verwenden, Begriffe zu definieren, z.B. den Begriff der Rationalität. Ich kann etwa sagen: Eine rationale Person verhält sich im *Prisoner Dilemma Game* kompetitiv – und diese Aussage als implizite Definition von Rationalität auffassen; die Aussage ist dann analytisch. Herr Holzkamp interessiert sich nun für den Fall, daß

Verhaltensmuster, die zunächst mit einem präskriptiven Interesse verbunden sind, auf die Psychologie übertragen werden. Was passiert bei dieser Übertragung, und was kommt dabei heraus?

Ich teile die Auffassung, daß es eine derartige Übertragung gibt. Man kann sich das etwa so vorstellen: Wenn ich mir Hypothesen ausdenke, wie Personen sich in diesen oder jenen Situationen verhalten werden, so gibt es eine Vielzahl von Anhaltspunkten. Mein eigenes Erleben, die Beobachtung anderer, eigene implizite psychologische Theorien. Und ich kann rationale Verhaltensmuster heranziehen (was ich dafür halte), entweder als explizite Frage, ob Personen der Rationalität genügen, oder indirekt in der Weise, daß angesichts der Frage, wie sich jemand wohl in der Situation S verhalten wird, mir nichts anderes einfällt, als was jemand dort vernünftigerweise tun wird.

Macht man das immer so bei psychologischen Theorien? Das ist ganz sicher nicht der Fall, das haben wir ja vorhin schon gesehen, wenn Sie z.B. die Aussagen physiologischer Psychologie oder der Wahrnehmungspsychologie nehmen. Mit der Wahrnehmung haben wir einen Fall, in dem Prozesse weitgehend automatisch ablaufen, da wird nicht gehandelt oder etwas gewählt, sondern es passiert einfach. Und es ist nicht möglich zu sagen, daß jemand vernünftigerweise etwas wahrgenommen oder nicht wahrgenommen hat, es sei denn in einem übertragenen Sinne, den wir hier nicht berücksichtigen müssen. Bei allen physiologischen oder kognitiven Prozessen, die automatisch ablaufen und kein absichtliches Verhalten implizieren, ist die Art der Theorienbildung, bei der man sich von Modellen über rationales Handeln inspirieren läßt, nicht relevant.

Wo nun eine Anwendung präskriptiver Modelle möglich ist, ist sie dort problematisch? Meines Erachtens oft nicht. Das präskriptive Modell läßt sich ja ganz zwanglos in eine empirische Fragestellung überführen: Verhalten sich Personen tatsächlich gemäß diesem Muster? Wer so fragt, ist offen dafür, daß sich Personen anders verhalten – und genau dies ist es ja, was viele Entscheidungstheoretiker gefunden haben. Daß sie ihre Befunde als empirische Mißerfolge für ihre ursprüngliche Hypothesen gewertet haben, sehen wir schon daran, daß einige von ihnen zu dem gegenteiligen Forschungsprogramm übergegangen sind, nämlich empirisch zu demonstrieren, daß sich Personen nicht nach bestimmten Rationalitätsmustern verhalten.

Die umstrittene Anwendung im Kontext unserer Diskussion sieht folgendermaßen aus: Wir nehmen eine Definition eines rationalen Verhaltensmusters und gehen von der zunächst empirisch erscheinenden Annahme aus, daß Personen sich in Einklang damit verhalten. Dies wenden wir nun in einer empirischen Situation an; wir haben Annahmen (Hilfsannahmen) über die Ziele und Überzeugungen der Vpn, aufgrund derer wir erwarten können, was diese tun werden. Sollten die Versuchspersonen aber etwas anderes tun, nehmen wir dies nicht zum Anlaß, das Zutreffen des Verhaltensmusters anzuzweifeln, sondern die Annahmen über Ziele und Überzeugungen zu korrigieren. Falls wir dies

grundsätzlich immer tun, verleihen wir damit der zunächst empirisch erscheinenden Hypothese die Immunität einer analytischen Aussage.

Ich halte es nicht prinzipiell für unangemessen, so zu verfahren. Es gibt die Möglichkeit, eine brauchbare Theorie einzusetzen, um die Beschaffenheit einer Situation zu klären. Wenn wir z.B. anzweifeln, was eine andere Person uns über ihre Absichten gesagt hat, dann betrachten wir genau, was sie sonst noch sagt und tut, und versuchen, unsere Absichtshypothesen damit in Einklang zu bringen – und dabei setzen wir die Rationalität dieser Person voraus: daß sie in Einklang mit eigenen Zielen und Überzeugungen handelt. Psychologen setzen manchmal Theorien ein, um situative Annahmen zu korrigieren (etwas, was übrigens auch Physiker und Ingenieure tun). Die entscheidende Frage ist jedoch, ob *dies das einzige ist*, was die empirische Psychologie tut, denn dies würde bedeuten, daß sie grundsätzlich etwas anderes macht, als sie zu tun meint bzw. vorgibt. Es gibt Täuschung in der Wissenschaft, und sicherlich auch ein gewisses Maß an Selbsttäuschung. Um eine derart gigantische Selbsttäuschung überzeugend zu begründen, müßte man jedoch ungeheuer starke Argumente vorweisen können, und solche Argumente vermag ich in der bisherigen Diskussion nicht zu erkennen.

* * *

Wolfgang Maiers

Zur Einheit des »nomologischen« und des »intentionalen Denkmusters«

Ich möchte über das Verhältnis zwischen »intentionalen« und »nicht-intentionalen« Theoriekonstruktionen sprechen und hierbei besonders eine vorhin schon mehrfach angesprochene Problematik in den Vordergrund rücken, nämlich die des Dualismus.⁵

Die von Klaus Holzkamp vorgetragene Diagnose impliziert: Das Selbstverständnis der sog. »nomologischen Psychologie« (Herrmann, 1979) erweist sich darin als Mystifikation, daß der klassisch im äußeren Widerstreit einer »erklärenden« und einer »verstehenden Psychologie« manifest gewordene innere Widerspruch unserer Disziplin bezüglich des Verhältnisses von kausaler Determiniertheit und Handlungs-/Willensfreiheit durch die Universalisierung der »variablenpsychologischen Bedingungsanalyse« entgegen damit verbundenen Ansprüchen nur scheinbar gelöst wurde und als unerkannter Wechsel zwischen einem »Bedingtheits-« und einem »Begründetheitsdiskurs« inmitten der Theoriebildung der experimentell-statistischen Psychologie fortlebt.

Dieses Selbstmißverständnis der Psychologie wird in ihrer Kritik erstaunlicherweise nicht zur Sprache gebracht. Statt dessen wird die offizielle Rhetorik,